

# Schland, oh Schland!

VON ROBERT SCHRÖPFER

Die Bedenken zuvor waren groß: Was, wenn die Fußball-Weltmeisterschaft in Deutschland 2006 statt dem Motto „Die Welt zu Gast bei Freunden“ gerecht zu werden von Rechtsextremen als Aufmarschbühne missbraucht werden würde? Wenn sich Gewalttäter aus ganz Europa vor den Augen von Millionen Fernsehzuschauern in deutschen Stadien und Städten Schlachten liefern und die Fußballmatches zu „Gewaltfestspielen“ würden? Die Bundesrepublik, die sich als ein weltoffenes Land präsentieren wollte, stünde vor aller Welt blamiert und als ein Hort der Ewiggestrigen da. Und fast schien aus düsteren Visionen wie diesen, die in den Wochen vor WM-Beginn die Runde machten, auch eine Lust am Grusel vor dieser Art von Deutschland zu sprechen.

**Statt Konformitätsdruck zu erzeugen, wurden Unterschiede innerhalb der Gruppe nicht nur anerkannt, sondern geradezu gefeiert.**

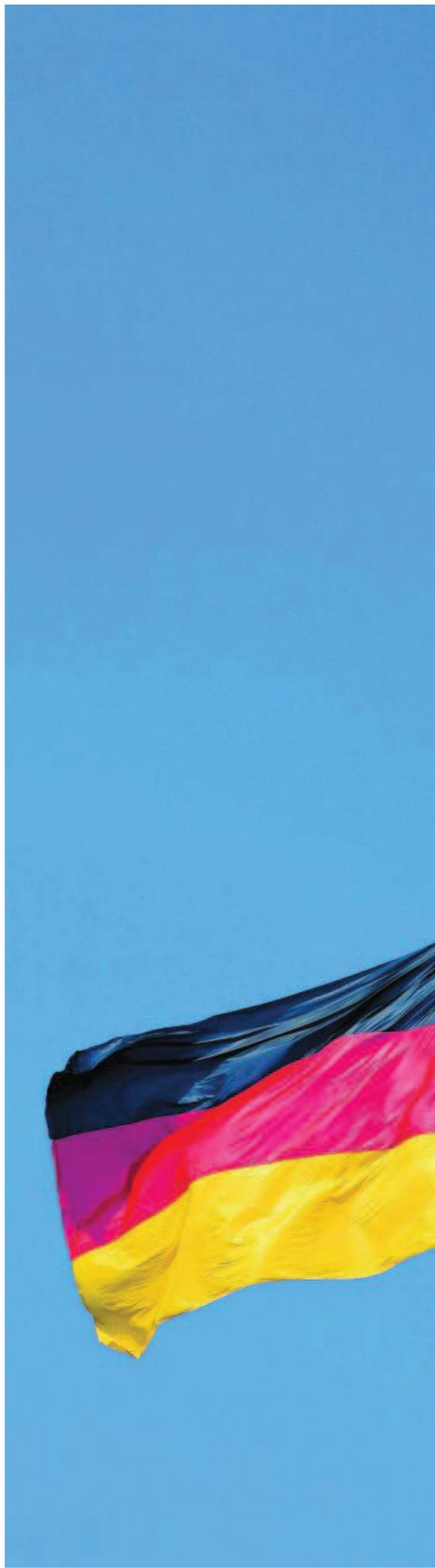
Doch mit dem Anpfiff des Eröffnungsspiels schienen die Befürchtungen verfliegen, als hätten sie niemals im Bereich des Möglichen gelegen. Auf den Fanmeilen und in Stadionkurven feierten Fußballfans aus Brasilien und der Ukraine, aus Ghana und Korea gleichermaßen. Auf den Straßen waren Autos mit Halbmondflaggen an dem einen und Schwarzrotgold am anderen Seitenfenster zu sehen. Und ob Gerald Asamoah, Miroslav Klose oder der Ostdeutsche Michael Ballack als Kapitän: Nie zuvor war in einer deutschen Nationalelf ein solcher Pluralismus ethnischer und kultureller Herkunft versammelt. Auch wenn die Weltmeisterschaft eine PR-Unternehmung sondergleichen darstellte und die Polizei mit Platzverweisen potenzielle Störer in Schach gehalten haben mag: An den Nationalismus altdeutscher Prägung, an „Sieg Heil“-Gegröle und „Volksgemeinschaft“ konnte sich hier kein bester Willen auch der ärgste Kritiker nicht mehr erinnern fühlen.

Paradox: Nach den individualistischen 1980er-Jahren im Westen und dem gleichmacherischen Kollektivismus ostdeutscher Prägung, nach der kurzen Euphorie von Mauerfall und Wiedervereinigung in den Jahren 1989/90, die die Migranten nicht nur außen vorgelassen, sondern aus der bundesrepublikanischen Gesellschaft geradezu hinausgedrängt hatte, schien sich so ausgerechnet im Jahrzehnt der großen außen- wie innenpolitischen Spaltungen, im Jahrzehnt von 9/11 und Hartz IV, ein neues Wir-Gefühl zu manifestieren. Und vielleicht kann man die Dekade sogar insgesamt als eine der Überwindung alter Gräben ansehen. Denn ob Augusthochwasser 2002, Papstwahl oder eben Fußball-WM: Mit Vorliebe bei medial begleiteten Großveranstaltungen wurde sich in den Nullerjahren über Ost-West-, Konfessions- und sonstige Lagergrenzen hinweg umarmt.

Das in allen Bereichen gänzlich Neue: Statt Konformitätsdruck zu erzeugen, wurden Unterschiede innerhalb der Gruppe nicht nur anerkannt, sondern geradezu gefeiert. Das Anderssein schien nicht mehr ein Ausgrenzungsgrund, sondern vielmehr eine Grundbedingung der Zugehörigkeit. War Lukas Podolskis

## SERIE: DIE NULLERJAHRE

Was hat die Dekade zwischen 2000 und 2010 geprägt? Zum Beispiel ein neues Wir-Gefühl, das man mit Vorliebe bei gesellschaftlichen Großereignissen zelebrierte.



Tor gegen die Mannschaft seines Geburtslandes Polen nicht eines der dramatischsten? Machen ganz verschiedene Prägungen Menschen nicht erst interessant?

Beispiel Augusthochwasser 2002. Natürlich hatte es eine Ost-West-Solidarität, wie sie sich angesichts der desaströsen Überschwemmungen zeigte, ganz ähnlich schon 1997 gegeben, als in Polen und Brandenburg die Oder über ihre Ufer getreten war. Doch hatte man dort noch anteilnehmend vorm Fernseher gesessen und der Bundeswehr mitfühlend beim Helfen zugesehen, brachen nun Tausende – ob als Mitglied in freiwilligen Feuerwehren oder einfach als private Unterstützer – selber in Richtung Osten auf, um an Elbe, Mulde und Weißeritz Sandsäcke zu schleppen und Keller leer zu pumpen. Der sächsische Dialekt, sonst oft und gern verlacht, war plötzlich die Sprache derer, die sich tapfer den Unbilden der Natur entgegenstellten. Ostdeutsche Lebensleistungen, deren vermeintlich mangelnde Würdigung durch den Westen der Osten jahrelang beklagte, wurden nun als zu rettender Besitz durch Taten unübersehbar anerkannt. Die Solidarität im Angesicht der Bedrohung wurde so zwölf Jahre nach dem Beitritt für viele zu einer zweiten, zur eigentlichen Vereinigung.

Beispiel „Wir sind Papst“ 2005. Nicht zufällig lehnte sich die Schlagzeile der „Bild“-Zeitung angesichts der Papstwahl Joseph Ratzingers an den Jargon der Sportberichterstattung an. Aus ihr sprach auch so etwas wie eine überkonfessionelle Begeisterung, wie sie sich kurz darauf beim Weltjugendtag in Köln noch einmal manifestierte. Das Masseneignis, das Kommentatoren staunen machte, schien weniger von der Sehnsucht nach dem einen rechten Glauben, als vielmehr von der Suche nach dem gemeinsamen spirituellen Erlebnis getragen. Auch der Jubel der „Bild“-Zeitung hatte schließlich so geklungen, als sei nicht ein bayerischer Katholik, sondern ein norddeutscher Protestant auf den Stuhl Petri berufen worden.

Und als ein letztes Beispiel: die Politik. Dort schien zunächst keine Konstellation so gut wie Rot-Grün zu den Nullerjahren zu passen. Mit dem Irakkriegs-Nein, mit doppelter Staatsbürgerschaft, mit der sogenannten Homo-Ehe und einem innenpolitisch auch ansonsten am Pluralismus orientierten Programm prägte das Kabinett Schröder der ersten Hälfte der Dekade seinen Stempel auf. Doch als 2005 die Große Koalition übernahm, war das trotzdem mehr als folgerichtig. Denn hatten die politischen Rivalen in den Monaten zuvor noch einmal einen Lagerwahlkampf schlimmster Sorte geboten, der im Auftritt eines realitätsentzogenen Noch-Bundeskanzlers in der Fernseh-Elefantenrunde gipfelte, vollzog Angela Merkel als schwarze Bundeskanzlerin das, was Gerhard Schröder zuvor schon für die SPD geleistet hatte: ihre Partei entideologisieren. Gerade in der Krise wurde der konsensorientierte Pragmatismus der beiden regierenden Parteien im internationalen Vergleich dann geradezu zu einem Alleinstellungsmerkmal deutscher Politik am Ende der Dekade.

Frei von innergesellschaftlichen Konflikten waren die Nullerjahre bei weitem nicht, im Gegenteil. Auch Rütli-Schule, Parallelgesellschaft und neue Unterschichten waren Schlagworte des Jahrzehnts, und all die Integrations- und Islamgipfel, die großen Koalitionen und vielen Sonntagsreden folgten nicht zuletzt der Einsicht in bestehende Konflikte. Doch das Wir-Gefühl der Nullerjahre deutete zumindest an, welches andere gesellschaftliche Selbstverständnis möglich wäre – jenseits von Ausgrenzungen, falschem Stolz und Thilo Sarrazin. Aber das sind schon die Zeherjahre.

## Diverse Wir-Symbole

**Der Film:** „Deutschland – Ein Sommermärchen“ von Sönke Wortmann deutet schon im Titel ein gewandeltes Verhältnis zu Deutschland an. Statt dass es einen wie Heinrich Heine im Wintermärchen davor grausen muss, wird die beschwingte Stimmung des Fußball-WM-Sommers 2006 mit der Handkamera eingefangen. Zu sehen ist keine dumpfdeutsche Sturmtruppsgruppe, sondern ein Team aus Individuen, die auch mal blödeln und sich sogar beim Kanzlerinnenbesuch verspäten.



**Die Partyform:** Zusammen Fußball zu sehen, das hatte es auch schon vorher gegeben. Dass sich beim Public Viewing aber so breite Schichten angesprochen fühlten und sich ganze Plätze in Fanmeilen verwandelten, war neu. Schnell wurde das Konzept auch auf andere Bereiche übertragen: Auf Großleinwänden werden mittlerweile auch Opernbälle, Konzertauftritte und sonstige Hochkultur-Events übertragen.



**Die Mode-Accessoires:** Hawaiiianische Lei-Blütenkränze kannten die meisten Deutschen bis zur Fußball-Weltmeisterschaft 2006 nur aus dem Urlaub, aus „Meuterei auf der Bounty“-Verfilmungen oder Bildern Paul Gauguins. Mit der Begeisterung für das Ereignis aber wurde das exotische Accessoire dann schwarzrotgold und von Zehntausenden getragen oder an Autorückspiegel gehängt. Auch Schminke, Fähnchen, jede Art von Hüten oder überdimensionierte Handschuhe in denselben Farben kamen schwer in Mode.



**Der Soundtrack:** „Dieser Weg wird kein leichter sein/ Dieser Weg wird steinig und schwer/ Nicht mit vielen wirst du dir einig sein/ Doch dieses Leben bietet so viel mehr“, sang Xavier Naidoo. Ein Geheimnis seines Erfolgs: Die Texte sind stets in der Schwebe gehalten zwischen Konkretem und Pabel. Dadurch sind sie in viele verschiedene Richtungen, oft auch religiös auszudeuten. So konnte der Song schließlich auch zur Hymne auf eine Fußball-Mannschaft werden.



**Die Fernseh-Serie:** Wo die Liebe hinfällt: Deutschstämmige Mutter verguckt sich in türkischstämmigen Alieinerziehenden. Wie Lena und ihr Bruder Nils mit Macho Cem und seiner Schwester Yagmur, einer streng gläubigen Muslima, klar kommen, das erzählte die Fernsehserie „Türkisch für Anfänger“ für ein Millionenpublikum nicht nur in der Bundesrepublik. Die Serie über die Patchworkfamilie Schneider-Öztürk wurde auch zu einem Exportschlager und in Frankreich, Italien, den Niederlanden, Polen, Russland, Schweden, Spanien und Ungarn ausgestrahlt.



**Die Stadt:** Ost trifft West, das Rheinland auf Preußen, türkische Migranten auf Juden aus der Ex-Sowjetunion: Migration gibt es auch in Stuttgart, München, Frankfurt. Aber keine Stadt in Deutschland hat eine solche Vielfalt der Herkünfte und der Lebensstile vorzuweisen wie Berlin, und keiner anderen Stadt ist es gelungen, diese Vielfalt – trotz Rütli-Schule und parteipolitischer Sektorensplattung (CDU-West, PDS-Ost) – auch zum Lebensgefühl zu amalgamieren. Nicht nur in Sprüchen des Stadtmarketings („Be Berlin“).

